

Wolfgang Menzels Erinnerungen an Aarau und die Schweiz

Autor(en): **Kaeslin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **17 (1943)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wolfgang Menzels Erinnerungen an Aarau und die Schweiz

Im April des Jahres 1820 traf eines Abends ein zweiundzwanzigjähriger Student von kräftigem Körperbau und etwas slavischer Gesichtsbildung — wenn man Heine glauben darf — zu Fuß in Aarau ein und fragte einige junge Leute nach der Wohnung des aus Bonn stammenden Professors der Geschichte an der Kantonsschule: Steingäß. Der junge Mann hieß Wolfgang Menzel, war aus Waldenburg in Schlesien gebürtig und hatte sich der Gefahr, als Mitglied der Studentenverbindung Burschenschaft in Haft gesetzt zu werden, von Bonn aus durch die Flucht entzogen. In den nächsten Tagen wurde er von Steingäß mit Mitgliedern der hiesigen Behörden bekannt gemacht, bestand sodann am zweiten Mai eine Prüfung fürs Lehramt und wurde gleich darauf zum Lehrer der alten Sprachen und des Turnens an die obere Stadtschule gewählt.

Über seinen Aufenthalt in Aarau und in der Schweiz überhaupt hat Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten“ berichtet, die sein Sohn Konrad 1874, ein Jahr nach dem Hinschiede des Vaters, herausgegeben hat, und aus diesen haben wir im folgenden immer wieder zu schöpfen. Es geht aus denselben hervor, daß unsre Landschaft dem Schlesier lieb wurde, sobald er sie betrat. „Ich erinnere mich noch, mit welchem Vergnügen ich an diesem Nachmittag und Abend die schönen Profile des Jura-gebirges, an dem ich vorbeiging, in seiner unübersehblichen Perspektive betrachtete . . . Das Thal der Aare ist reizend, indem es sich bald verengt und von malerischen Felsen und Burgen bedrängt wird, bald wieder erweitert und fruchtbare Landschaften und freundliche Städtchen trägt.“ In der Folge bestieg Menzel mit Vorliebe die Gislifluh, bisweilen in Gesellschaft des verdienten Forstmannes Gehret: „Ich besitze noch ein halb Duzend

schöne Apollo-Schmetterlinge, die dort nur am höchsten Gipfel vorkommen.“ Heutzutage wird man diese Falter „blank betupft mit Blut“ wie C. F. Meyer sagt, auf den Höhen in der Nähe von Aarau leider vergeblich suchen. Einem aus Deutschland Zugereisten, der den Flüchtlingen als ein Spion galt, verleidete Menzel den Aufenthalt hier dadurch, daß er ihn zu einer Besteigung der Wasserfluh durch das „Kamin“ aufforderte.“ Ich als Turner kletterte behend und sicher an den Felsenritzen hinauf und sah mit Schadenfreude hinter mich, wie der unglückliche Diplomat in Todesangst schwebte, da er nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte. Nun wurde mir selber angst, und ich kletterte nicht ohne Gefahr zurück, um ihm die Hand zu reichen und ihn hinauf zu ziehen . . . So brachte ich ihn endlich auf die hohe Fluh, aber er hatte seinen Hut verloren, seinen eleganten Frack an Dornen zerrissen, seine Hände blutig geritzt und war halb tot.“

Turnunterricht also hatte Menzel in Aarau zu erteilen, wahrscheinlich als erster Lehrer des Faches. „Mein Turnplatz war einer der schönsten, die man sehen konnte, die sogenannte Telli, ein von hohen Bäumen umschlossener Platz unterhalb der Stadt am rechten Ufer der Aare.“ Menzel sagt weiter: „Ich griff den Unterricht“ — er meint hier wohl in erster Linie denjenigen sprachlichen Fächern — „mit Ernst und Feuer an. Die Jugend liebte mich, die Behörden dankten mir für meinen Eifer . . . An meinem Geburtstage schmückten mir die Knaben die Schulstube mit Blumen aus.“

Menzels Erfolge als Turnlehrer führten dazu, daß man ihn auch in Luzern bat, Einrichtungen für einen solchen Unterricht zu schaffen. Er befreundete sich dort mit dem Philosophen Vital Trossler, der bald nachher ebenfalls nach Aarau übersiedelte. Auf einer Ferienreise besuchte Menzel in Bern den dortigen Förderer des Turnwesens Phokion Heinrich Elias. Nebenbei bemerkt war dieser der Sohn eines aus Beckenried nach Nordamerika ausge-

wanderten Kaeslin, der dort seinen für englische Zungen schwer aussprechbaren Namen in Elias umgewandelt hatte.*

Menzel hatte seine Kenntnis des Turnens an der Quelle geschöpft: Als Gymnasiast war er Mitglied der ersten Breslauer Turngemeinde gewesen, hatte auch einmal eine Turnfahrt in Gesellschaft Friedrich Ludwig Jahns, des eigentlichen Erfinders der volkstümlichen Gymnastik, mitgemacht. Es spricht für seinen Geschmack, daß er von der allzu grobianischen Deutschtümelei dieses Mannes abgestoßen wurde. Er selber, Sohn eines Arztes und überhaupt aus gebildeten Kreisen stammend, besaß Sinn für die kulturellen Werte, die sich in guter Sitte darstellen. Auch mit einem andern „Turnvater“ war Menzel in Verbindung getreten, mit dem Germanisten Hans Ferdinand Maßmann, den Heine später in den „Lobgesängen auf den König Ludwig von Bayern“ und im „Atta Troll“ in so grausamer Art verspotten sollte. Der Mann charakterisiert sich dadurch, daß er nicht von der Schlacht von Belle-Alliance, sondern von der von „Schönbundingen“ zu reden pflegte. Übrigens hat er sich als Germanist, namentlich als Erforscher des Gotischen, Verdienste erworben.

Menzel gehörte offenbar zu den Deutschen, welche sich in andersartiges Leben hineindenken, in ungewohnte Verhältnisse einzufügen verstehen. Er fühlte sich in Aarau wohl, obgleich er sich nach zwei Jahren dazu veranlaßt sah, von seiner Lehrstelle zurückzutreten: Man hatte ihn in unsinniger Art mit Stunden überlastet und ihn dafür nicht einmal, wie es mündlich ausbedungen worden war, entschädigt. Seine Lehrtätigkeit hörte damit nicht auf: Er hielt Vorlesungen über Geschichte an dem von Zschokke begründeten „Lehrverein“, einer Art von Volkshochschule, welche, nach den Äußerungen des jungen Augustin Keller, der auch bei

* Es mag den und jenen Leser interessieren zu vernehmen, daß die Tochter von Elias den ersten reformierten Geistlichen heiratete, den es in Solothurn gab und daß sein Sohn aus dieser Ehe, der Chemiker Dr. Otto Lindt es war, der diesen Zweig der bernischen Familie vor mehr als 60 Jahren nach Aarau verpflanzte.

Menzel hörte, zeitweise im Gegensatz zur Kantonsschule stand. Interessant ist Menzels Urteil über Zschokke. „Ein geborener Preuße war er abenteuernd in die Schweiz gekommen, hatte in der Revolution von 1798 den wütenden Republikaner gespielt und wurde später der eifrigste Lobredner Napoleons und des



Wolfgang Menzel

bayrischen Montgelas, so daß sein politischer Charakter sehr zweideutig war. Niemand aber sprach ihm ein bedeutendes Talent und große Kühnheit ab, und da es in seinem Interesse lag, sich populär zu machen, er auch mehr Kenntnisse und Bildung besaß als die regierenden Fabrikanten — Menzel denkt in erster Linie an den Bürgermeister Herzog — so verdankte man ihm in der Tat mancherlei Gutes, was für die Bildung geschah.“ Man muß dieses Urteil des gealterten und streng konservativen Menzel unter die Lupe nehmen, indem man sich in erster Linie klar macht, daß Zschokke sich als Beamter der Helvetik unter den schwierigsten

Umständen eine politische Schulung erworben hatte, welche den jungen Flüchtlingen aus Deutschland abging. Sicherlich hat er manche Schwärmerei mit Ironie abgetan. Was seine Stellung zu Napoleon anbelangt, so war er kein persönlicher Anhänger desselben, sah aber, wie im neunten Kapitel seiner „Selbstschau“ zu lesen steht, in ihm den Mann, „der mit eisernem Pfluge die Furchen zog, in welche die Vorsehung Saat für die Zukunft streuen mochte.“ Die Äußerung erinnert von fern an diejenige, welche Hegel im Jahr 1806 tat, nachdem er Napoleon in Jena gesehen hatte: „Den Kaiser, diese Weltseele, sah ich durch die Stadt zur Rekognoszierung hinausreiten. Es ist eine wunderbare Empfindung, ein Individuum zu sehen, das hier, auf einem Pferde sitzend, die Welt übergreift und sie beherrscht. Übrigens haßte Menzel den Philosophen Hegel grimmig. Was den „bayrischen Montgelas“ anbetrifft, den während einiger Jahre allmächtigen Minister des Königs Max Joseph, so war Zschokke freilich mit ihm irgendwie in Beziehung getreten, als er seine „Geschichte des bayrischen Volkes“ schrieb. Montgelas war ohne Zweifel ein arger Autokrat, aber einer, der — und das kommt hier in Betracht — dem Klerus zuwider dem Lande liberale Einrichtungen aufzwang. So erscheinen mir Menzels Äußerungen über Zschokke als politischen Charakter nicht stichhaltig. Daß Zschokke, wie Menzel sagt, „nicht in allgemeiner Achtung stand“, mag wohl sein: von wie viel einflussreichen Parieimännern könnte man das wohl rühmen? Merkwürdigerweise redet Menzel nicht von dem, was sicherlich manchem an Zschokke mißfiel und was einem die Lektüre eines so gehaltvollen Buches wie die Selbstschau manchmal verleiden mag: er tut hier immer wieder so, als sei er über Lob und Anerkennung erhaben, während er doch alle Ehrungen aufzählt, die ihm zuteil wurden, samt denjenigen, die er sich verbeten hat.

Unter den Leuten, mit denen Menzel in Karau verkehrte, hebt Menzel den katholischen Stadtpfarrer Vock hervor, „einen der

einflussreichsten und gescheitesten Männer des Kantons . . . Die katholische Bevölkerung in den sogen. freien Ämtern und im Fricktal wurde teils vom Kloster Muri aus, teils von dem geistvollen katholischen Stadtpfarrer Bock in Aarau geleitet, welcher später Domherr in Solothurn wurde. Man nahm damals noch Rücksicht auf einander.“ Die spätere Aufhebung der Klöster und die Ereignisse der vierziger Jahre sah Menzel als eine Unterdrückung der Katholiken an und nahm für den Sonderbund Partei, obwohl er Lutheraner war.

Menzel verkehrte auch mit Karl Rudolf Tanner, den er als Dichter schätzte, als radikalen Politiker ablehnte. Ferner mit dem ehemaligen Mönch und späteren Professor und Archivar Franz Xaver Bronner, „einem gebückten, dickköpfigen und finsterblickenden Greis.“ Den früheren Minister Albrecht Kengger nennt er „ein kleines, graues Männchen voll Verstand,“ erwähnt auch seinen Neffen Hans Rudolf, der in Paraguay jahrelang von dem Diktator Francia gefangen gehalten worden war. Eine merkwürdige Figur war der „Oberst Gustavsohn“, der abgesetzte König Gustav Adolf IV. von Schweden, „der einem abgedankten unzufriedenen Offizier glich.“ Ein damals in Aarau ansässiger italienischer Geiger namens Zaneboni phantasierte Menzel einmal bis Mitternacht vor: „Ich habe etwas Ähnliches nie wieder gehört, außer von Paganini, dem er in den bizarren capriziösen und verzweifelten Tönen nahe kam, während er im Ausdruck der süßesten Wehmut und des tiefsten Schmerzes ihn und alle, die ich je hörte, übertraf. Er spielte so mit ganzer Seele, daß er sich nach und nach vom Stuhl aufrichtet, immer höher hob und endlich nur noch auf den Zehen stand, als ob er auffliegen wollte, während er immer leidenschaftlicher spielte, bis er plötzlich zusammensank. Man erinnere sich daran, daß zur selben Zeit E. Th. A. Hoffmann in seinen Novellen mit Vorliebe Musiker von geheimnisvoller Art auftreten ließ. Unter den Zugereisten gehörte zu Menzels Freunden der zornmütige Württemberger Friedrich List, der

sich später als National-Ökonom, namentlich als Förderer des Eisenbahnwesens, in Deutschland einen großen Namen machen sollte; dann Professor Adolf Follen. Ferner Joseph Görres, den einst Napoleon als den Herausgeber des rheinischen Merkurs gehaßt hatte und der, nach seinem Aarauer Aufenthalt ins streng katholische Lager übergegangen, im Reich ein Führer seiner Konfessions-Genossen wurde. Einmal besuchte Menzel Pestalozzi in Yverdon, von dem er merkwürdigerweise behauptet, er habe in seinem Erziehungssystem nicht genug auf die Religion geachtet. „Er war nicht groß, aber sehr breitschultrig und hatte etwas auffällig Bäurisches in seinem ganzen Wesen, dem übrigens seine sprudelnde Lebhaftigkeit zu widersprechen schien. Ich habe niemals einen unruhigeren alten Mann gesehen, aber man mußte ihn lieb gewinnen, wegen seines rastlosen Eifers für das, was er für das Wohl der Menschen hielt, und wegen seiner kindlichen Hingebung und Arglosigkeit.“

Menzels Schilderungen seiner Reisen durch die Schweiz — er hat Alpen und Jura und Mittelland öfters durchstreift — zeugen von guter Beobachtungsgabe und einem bemerkenswerten Talent der Darstellung. Eine besondere Vorliebe hatte er für den Berner Schlag, und einen Schwingertag auf der Wengern Alp schildert er in anschaulicher Art. Für die schönste Aussicht, die es in der Schweiz gebe, erklärte er diejenige, welche er von einem Punkt in der Nähe von La Sarraz zwischen dem Neuenburger See und dem Léman gehabt hat. Merkwürdiges berichtet der Schlesier von der Einweihung des Löwendenkmals in Luzern am 10. August 1821. Danach wäre es fast ausschließlich ein Fest der luzernischen Konservativen und legitimistisch gesinnter Franzosenfreunde gewesen. „Von allen Seiten strömte die alte Aristokratie herbei, und die Straßen von Luzern wimmelten von Greisen in den altmodischen französischen Uniformen der früheren Schweizergarden und von alten Damen mit grünen Brillen und häßlichen Hüten. Man glaubte sich einen Augenblick an den

aus den Gräbern auferstandenen Hof Marie Antoinettes versetzt. Die Studenten nahmen keinen Teil an dem Feste, und ich fuhr mit ihnen über den See nach Rüschnacht. Es war eine ganze Flottille. Sobald wir gelandet waren, begaben wir uns in die hohle Gasse, umlagerten Zells Kapelle, feierten sein Andenken mit einer Rede und einem Festmahl und wünschten ganz Europa einen Befreier, wie es Zell für die Schweiz gewesen.“ Demjenigen, welcher sich darüber wundern möchte, Menzel, den wir einen konservativ Gesinnten genannt haben, bei solchem Anlasse zu sehen, wäre zu sagen, daß der Mann zwar von einem deutschen Reich auf christlicher Grundlage träumte und den modernen Radikalismus haßte, darum aber doch nicht eigentlich ein Reaktionär war, das heißt einer der Gewordenes um jeden Preis zu erhalten wünscht. Über das System Metternichs und über das Gehaben gewisser Fürstlichkeiten hat er sich mit scharfen Worten geäußert. „Es war“ — so sagt er — „der alte fürstliche Absolutismus, aber abgeschwächt, ohne jene Grazie, die einst noch die fürstlichen Laster liebenswürdig gemacht hatte.“ Die Schule des Historikers Ranke, „mit ihren vornehm tuenden Glacéhandschuhen war ihm eklig.“ Menzel erscheint als ein Vorläufer fascistischer Gedankengänge, wenn er neben einer Volksvertretung nach Landesteilen und „Stämmen“ auch eine solche nach Ständen und Korporationen verlangt.

Doch wir haben vorgegriffen. Im Frühjahr 1824 verließ Menzel Aarau und die Schweiz. Er hat beiden zeitlebens ein gutes Andenken bewahrt, so unangenehm ihm auch der Freisinn radikaler Färbung war. Freilich hielt er die Abtrennung der deutschen Schweiz vom Reich für einen historischen Irrtum. Als er in seinen Spätjahren vom deutschen Bodenseeufer aus nach der Schweiz hinüberblickte, schwärmte er von dem ehemaligen Herzogtum Alemannien, das all diese Gefilde umfaßt habe und sagt, wir seien unnatürlicher Weise vom übrigen alemannischen Gebiete getrennt worden. Er besuchte unser Land später gelegentlich wiederum. Einer von Menzels Söhnen, Rudolf, wurde in den

50er Jahren Professor an der Kantonschule in Frauenfeld, und seit dieser Zeit gibt es „Menzel“ auch in der Schweiz. Ein Pfarrer dieses Namens wirkte von 1889–1906 in Felben bei Frauenfeld, nachher als Armensekretär in Basel.

* * *

Der Mann, von dem hier die Rede ist, hat in der Folge Jahrzehnte hindurch eine überragende Stellung im literarischen Leben Deutschlands inne gehabt, und zwar namentlich dadurch, daß ihm der berühmte Verleger Cotta in Stuttgart im Jahr 1825 die Leitung seines „Literaturblattes“ übertrug, dem Menzel später ein ähnliches Unternehmen auf eigene Verantwortung folgen ließ. Auch auf der politischen Bühne ist Menzel zeitweise aufgetreten. Er wurde zu seinen Lebzeiten umschmeichelt und grimmig gehaßt. Die Nachwelt hat sein Wirken im Ganzen als unheilvoll angesehen. Davon zeugt der Artikel, den ihm Hermann Fischer im XXIsten Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie“ gewidmet hat. Menzels Bücher zur Theologie, zur Sagenkunde und zur Naturwissenschaft werden dort als „dilettantisch“ bezeichnet. Die „Geschichte des deutschen Volkes“ wurde zeitweise viel gelesen, doch zählt er nicht mit unter den deutschen Historikern. Einfluß übte ohne Zweifel Menzels „Deutsche Dichtung“, ein literar-historisches Werk, von dem Richard M. Meyer sagt, es sei ein von „geistreichen Bildern und schiefen Urteilen überfülltes Buch“. Es geht ja wirklich nicht an, daß man das Schrifttum einer ganzen Nation auf das Prokrustes-Bett christlicher und deutscher Gesinnung preßt und alles abhackt, was drüber hinaus reicht. Wie engherzig Menzel in diesen Dingen war, das ergibt sich daraus, daß er in seinen Denkwürdigkeiten Goethes Wahlverwandtschaften einen „Codex des Ehebruches“ nennt und von einer der tiefsten und feinsten Dichtungen, die es überhaupt gibt, als von „des eitlen Goethe eitlem Tasso“

redet. Man muß damit vergleichen, was sein Zeitgenosse Wilmar, ein ebenfalls streng christlich Gesinnter, über die gleichen Werke sagt. Menzels Urteilsvermögen versagt auch sonst manchmal in erstaunlicher Art. Immer wieder setzt er den prächtigen Johann Peter Hebel herab; ein so entzückendes Gedicht wie „Sonntagsfrühe“, wird damit abgetan, daß ein Schwarzwälder Bauer denn doch nicht so geredet haben würde. Bei Jeremias Gotthelf bedauert er die allzugrelle Ausmalung der Habgier, des Geizes, des Eigensinns und der Roheit im Bauernstande, die Gotthelf „vornehmlich ausmale“. Wo war, als er dieses schrieb, der Sinn für das Echte, der ihn doch leitete, als er Mörke hervorhob, lange vor der Zeit, da ihm die übrige Welt gerecht wurde?

Das meiste Aufsehen erregte Menzels erbitterte Befehdung des „jungen Deutschland“, der Heine, Börne, Guckow ußf. Als der Frankfurter „Bundestag“ im Jahr 1835 Heines ganze Schriftstellerei mit dem Interdikt belegte, machte der Betroffene Menzel dafür verantwortlich und schrieb gegen ihn die Schrift „Über den Denunzianten“, in welchem er Menzel als einen feigen Heuchler hinstellt. Daß Menzel anders als durch literarische Polemik zu jener Maßregel beigetragen, daß er einen Druck auf den Bundestag ausgeübt habe, ist nicht bewiesen worden. Mit dem Vorwurf der Heuchelei hätte Heine sparsamer umgehen sollen, er, welcher aus rein äußerlichen Gründen Christ geworden, in jener Schrift von „unserm Heiland und Erlöser Jesus Christus“ redet und so tut, als habe er niemals etwas Antichristliches verfaßt! Ludwig Börne schrieb „Menzel der Franzosenfresser“. Diese Bezeichnung enthält einen Kern des Wahren, insofern Menzel das Franzosentum als Quell alles Radikalismus und Voltairescher Ungläubigkeit angriff. Einzelnen Franzosen hat er durchaus Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie er denn in den Lebenserinnerungen das Benehmen französischer Soldaten rühmt, während er vom Verhalten rheinbündischer Truppen in Schlessien, namentlich von bayrischen, Schlim-

mes berichtet. Übrigens gehören die Aufzeichnungen aus seiner Knabenzeit zum Anziehendsten, das in seinem Buche der Erinnerungen zu lesen ist.

Eines ist sicher: In seiner blinden Deutschtümelei war Menzel außer stande, die europäische Kultur als eine Einheit zu sehen. Immer sieht er nur sein christliches Deutschtum bedroht und er sucht es vor allen Einflüssen von auswärts zu bewahren.

Gewisse Urteile Menzels über die italienische Renaissance, die er bei längerem Aufenthalt in Rom kennen gelernt hatte, sind peinlich zu lesen. Daß vornehmes menschliches Sein um seiner selbst willen von Italienern wie vorzeiten von Griechen zur Darstellung gebracht worden ist, dafür hatte er keinen Sinn. Und besonders unangenehm war es ihm, daß dergleichen Heidnisches in die Gestaltung von Szenen aus der Heilsgeschichte eingedrungen war. Führen wir einige seiner Äußerungen an: „Heute noch ist der Vatikan, die Residenz des Papstes, unmittelbar neben der Peterskirche mit heidnischen Statuen angefüllt, zu denen mehr gewallfahrtet wird als zum Grabe des Apostels.“ Ferner: „Der tiefe, eigentlich teuflische Hohn, mit welchem die italienischen Künstler der Renaissancezeit im Kirchenbau und in der Kirchenmalerei das Christentum verspottet haben, wird meist übersehen.“ Und nun wird ausgeführt, wie Michelangelo „mit Zustimmung des Papstes das heidnische Pantheon über die in Kreuzform gebaute Hauptkirche setzte und damit den großen Grundgedanken der Renaissance ausdrückt: das Heidentum soll über das Christentum triumphieren.“ Ob Menzel eigentlich die Bilder der Sirtina nicht gesehen hat? Man überlege sich: er redet von dem Manne, der bekanntlich einen Julius II. mit Skepsis betrachtete und der in wundervollen Dichtungen davon Zeugnis ablegt, daß christliches Empfinden ihm durchaus nicht fremd war. Hat Michelangelo doch in zweien seiner Sonette Dante gepriesen! Und in einem der allerschönsten, das freilich aus seiner Spätzeit stammt, heißt es:

Mir kann nicht Stift noch Meißel Ruhe geben,
nur Gottes Liebe noch, die mitleidvoll
am Kreuz die Arme nach uns ausgebreitet.

(Übersetzung von Bettina Jacobsen.)

Liest man, was Menzel über die italienische Renaissance sagt, so wird man daran erinnert, daß protestantische Orthodorie sich anders geartetem seelisch-geistigem Leben gegenüber immer wieder als besonders engherzig erwiesen hat und erweist.

Menzel ist auch als Dichter hervorgetreten. Seine „Streckverse“ kenne ich nicht, wohl aber sein dramatisches Märchen *Rübezahl*, in welchem er sich an die Art des von ihm bevorzugten Romantikers Zick hält. Es gibt schöne Verse darin. Freilich ist zu sagen, daß gerade diese ohne den von ihm befehdeten Goethe nicht denkbar sind. Schließen wir unsere Ausführungen mit ein paar Versen, die dartin, daß es dem Manne an Geist nicht gebrach. Sie stehen in dem erwähnten *Rübezahl* und sind eine köstliche Verspottung von Goethes Altersstil. Richard W. Meyer hat sie in seinem Aufsatz: *Parodie-Studien* wieder in Erinnerung gerufen. Sie lauten:

Liebe ward, nebst andern Gaben,
hier uns fesselnd, dort begleitend,
für den jung und alten Knaben
so anmutig als bedeutend.

Es möchte sein, daß diese paar Verse das Einzige sind, was von Menzel her auf die Nachwelt kommt, wenigstens von dem Dichter Menzel. Die Denkwürdigkeiten wird immer zu befragen haben, wer über die literarische Epoche zwischen 1830 und 1870 Auskunft haben möchte. Wir Schweizer haben Grund dazu, Wolfgang Menzels mit Achtung zu gedenken.

Hans Kaeslin.

Erst nach Fertigstellung dieser Arbeit ist dem Verfasser die längere Studie bekannt geworden, die Prof. Dr. Emil Jenal

in Zug bei Junker u. Dünnhaupt in Berlin veröffentlicht hat, unter dem Titel: „Wolfgang Menzel als Dichter, Literaturhistoriker und Kritiker.“ Jenal spricht kaum von Menzels Aufenthalt in der Schweiz. Als allgemeine Würdigung des Mannes ist das Buch aufschlußreich. Die Urteile des Verfassers über Menzels Wirken decken sich mit den hier gegebenen fast durchwegs.

Das Kästchen

Die Mutter wahr, den Hingegangnen treu,
in einem Fach der bräunlichen Kommode
ein Eisenkästchen von verjährter Mode.
Sie wies mir's zweimal nur mit frommer Scheu.

Ein kleiner schwarzer Sarg, den Kost umspann,
hält es im Kissen mit verweh'tem Düften
etwas vom Haar der Eltern, die in Grüften
schon lange ruhn. Sie küßt es dann und wann.

Zwei blonde Locken barg der tiefste Schmerz
beim Tod der Schwesterchen in jenem Bette.
Ach, wir behielten von zerriss'ner Kette
nur dieser Dinge Gold in grauem Erz!

O Mutter, einst verlieren wir auch dich —
Es sei gewährt, daß wenn ich eine Strähne
von dir dort bergen muß mit mancher Träne,
in langen langen Jahren sie verblich.

Nach: „Le Coffret“ von Georges Rodenbach.

Hans Raeslin.